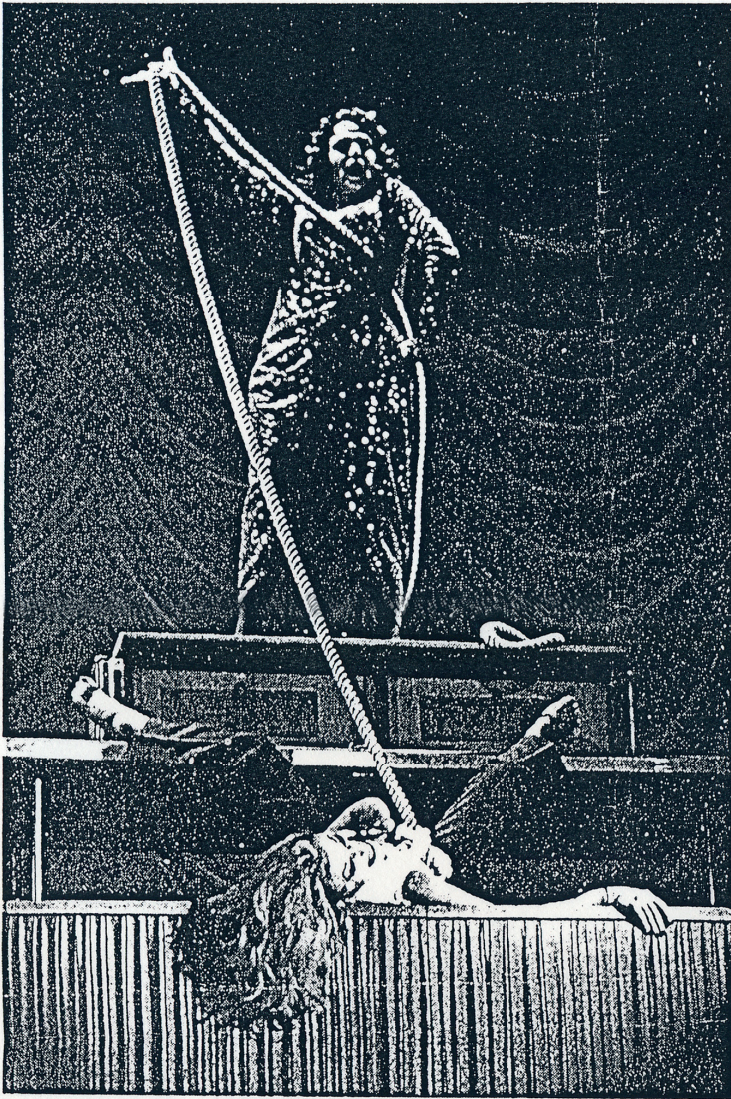


# Erika - Königin der Umnachtung

Uraufführung gegen den Willen der Autorin: «Die KlavierspielerIn» von Patricia Jünger.



Die Seilschaft: Christina Ascher und Reinhild Solf.

Foto Schulte-Kellinghaus

Was für ein Zirkus! Mit einer zersägten Jungfrau, die reinste Koloraturen gebiert! Mit einem Zwerg als Maître de plaisir und einem abgeschnittenen Zopf für den künstlerischen Hochseilakt. Mit einer Raubtierdame, die Männchen macht. Mit einem Text von Elfriede Jelinek und der unzufriedenen Komponistin Patricia Jünger, die ihr Werk verfälscht sah und deshalb vor der Premiere die Medien alarmierte. Künstler, Tiere, Sensationen! Nach der Vorstellung gab es dann doch viel Applaus, wenn auch keine Blumen für die Künstler, sondern einen Grabkranz mit Schleife: «Original ade».

Im letzten Jahr war das «Original», war die Uraufführung des Melodrams «Die KlavierspielerIn» unter der musikalischen Leitung von Patricia Jünger geplatzt. Jetzt studierte es Jürg Henneberger ein. Barbara Mundel und Veit Volkert inszenierten dieses Tribschicksal der Klavierlehrerin Erika Kohut: Zugunsten der «höhen» Kunst werden ihr alle «niedereren» Instinkte von der Mutter ausgetrieben. Erziehung als Dressurakt. Die empfindsame Komponistin, die schon um das Opus bangte, sei hier vorweg beruhigt. Was wir von dieser Raubtierdressurnummer lernen können: Es ist alles halb so wild. Die junge Regisseurin Barbara Mundel hat - gemeinsam mit Veit Volkert - das Melodram mehr als anständig über die Runden gebracht.

Die Basler Komödie als Variété.

Rotes Schummerlicht an den Wänden, rot der Vorhang aus Plüsch auf der Bühne (von Thomas Dreissigacker). Christian Geiger als kleinwüchsiger Maître de plaisir mit Frack und Zylinder annonciert auf der Schiefertafel: «Die KlavierspielerIn. Ein Melodram.» Und pinselt blutrot dazu: Teil eins. Blut ist ein besonderer Saft, und bei Elfriede Jelinek wird er reichlich fließen. Denn Erikas «Hobby ist das Schneiden am eigenen Körper». Gefangen in der mütterlichen Gefühlsfalle, wird sie sich selbst zerfleischen. Damit sie sich voll auf ihre Karriere als Pianistin konzentriert, verbietet ihr die Mutter den (Geschlechts-)Verkehr mit Männern. «Die Natur scheint keine Öffnung in ihr gelassen zu haben.» Deshalb muss Erika an sich herumschnipseln und -schneiden, um die Öffnung zu vergrößern, bis das Blut nur so quillt und rinnt.

Was in der Romanvorlage von Elfriede Jelinek - in sadomasochistischer Verkehrung - ein blutiges Bild für die Zwangsfrigidität der Erika Kohut ist, wäre auf der Bühne nur tiefendes Theaterblut. Um diese Selbstbeschneidung nicht der Lächerlichkeit preiszugeben, hat die Regie das masochistische Ritual in einen leicht künstlich wirkenden, sadistischen Dressurakt zurückgenommen: ins Variété, in eine Serie von Zirkusnummern, in eine neue Form. Der Zuschauer ist dabei Voyeur. Doch in diesem Vergnügungsetablissemment

Komödie erwartet ihn nicht das Lustobjekt Frau, das er mit den Augen zerteilen kann, um mit seinen Blicken wahlweise Brüste und Po herauszuspiessen, sondern die bereits zerstörte, zerstückelte Frau. Gleich am Anfang ragt aus dem Vorhangschlitz ein einzelnes Bein, ein Arm, wie abgehakt. So wird die pornographische Lust am Zerstören des Körpers von der Regie ständig klug unterlaufen in einer Theatralik des Bösen. Das aber ist auch die Schreibmethode der Elfriede Jelinek.

Schneiden, schneiden, schneiden. In diesem Ritual zählt die ganzheitliche Persönlichkeit nichts mehr. Die Identitäten von Mutter und Tochter verschwimmen in ihrer gegenseitigen Angewiesenheit, in ihrer komplementären Neurose. Die Mutter will die Tochter ganz, und so ist die Tochter die Mutter. Gemeinsam ziehen sie an einem Strang, um den Höhepunkt der Karriere zu erreichen; zusammen wiegen sie sich an der Säge, mit der sich die Tochter lustvoll um alle Lust beschneidet. Und Reinhild Solf, anfangs ganz gestrenge Mutter-Dompteuse, mutiert zum Opfer ihrer selbst. Hoch aufgebahrt auf dem Gipfel der Kunst wie auf einem Katafalk wird sie sich gegen Schluss um sich selbst drehen als Tochter: eine Silbernixe, eine kleine Meerjungfrau. Und die Tangokugel glitzert talmi, und die Percussion (Sylvia Zytynska, Wolfgang Heiniger) klöppelt wundersam fein und doch so hohl vom frigidem Beiklang des Spitzenkunstprodukts Erika. «Keiner legt eine Hand an sie, keiner nimmt etwas von ihr ab.» Da wird sie zersägt wie die Jungfrau im Variété, diese Dame ohne Unterleib.

Alles ist zerschnitten. Kein Tropfen Blut mehr, wenn der Leib jetzt abstirbt. «Die Welt steht, unverwundet, nicht still.» Da wird die Mezzosopranistin Christina Ascher, anfangs ganz gehorsame Tochter, mit mächtigen Koloraturen aus den beiden Hälften dieser zersägten Tochter-Mutter-Figur treten: die Geburt der Musik aus der Unfruchtbarkeit. Und Christian Geiger, immer eifertig, immer würdevoll, wird der Sängerin einen bodenlangen hellen Thronmantel umlegen (Kostüme: Ogün Wernicke). Weiss: die Farbe des Wahnsinns. Die Sängerin: eine Königin der Umnachtung. «Erika weiss die Richtung, in die sie gehen muss. Sie geht nach Hause.» Sie geht in den leibhaftigen Tod.

Was für ein Variété! Wie geisteswendig und quicklebendig hat hier die Regie - mit Hilfe von Patricia Jüngers Libretto - einen Roman für das Theater aufbereitet, der doch in quälend wiederholten Litaneien von der Abtötung eines Körpers spricht. Und wie wenig wurde dabei gleichzeitig von den Textintentionen aufgegeben. Wie Elfriede Jelinek die jeweiligen seelischen Innenräume von Mutter und Tochter gegeneinanderstellt, bis sie sich überschneiden, so bewusst arbeitet hier die Inszenierung mit dem Bühnenraum, mit Vorder- und Hintergrund, oben und unten, Macht und Ohnmacht. Hier stülpt sich Seele - ganz unpsychologisch - im Theaterbild nach aussen und zeigt Wunden, ohne klebrig Mitleid zu heischen. Das klafft.

Christine Richard

Basler Zeitung

Theater Basel, Komödie: «Die KlavierspielerIn». Melodram von Patricia Jünger nach dem Roman von Elfriede Jelinek. Inszenierung Barbara Mundel. Musikalische Leitung Jürg Henneberger. Nächste Aufführungen: 18. 11., 23. 11.